evangel | magazin für missionarische pastoral 1| 2026

Nach dem Abpfiff ist nicht alles erlaubt

Toxische Männlichkeit im Sport

Triggerwarnung: Der Beitrag thematisiert sexualisierte Gewalt bzw. Gewalt in familiären oder partnerschaftlichen Kontexten.



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Toxische Männlichkeit, also schädliches, destruktives Verhalten von Männern, kommt in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern vor. Jasmin Hack nimmt dieses Phänomen im Kontext des Sports unter die Lupe. Gerade im Umfeld von Sportveranstaltungen kommt es nicht selten zu Fällen sexualisierter Gewalt.

Vermutlich ist Ihnen, liebe:r Leser:in, die nachfolgende Szene in der einen oder anderen Variante bekannt: Es ist noch nicht sonderlich spät am Abend. Sie sitzen in der Straßenbahn, vielleicht auf dem Nachhauseweg. Es steigt eine Gruppe Fußballfans ein, die lautstark den Sieg ihrer Mannschaft besingen und mit Alkohol aus mitgebrachten Bierdosen begießen. Die meisten Männer aus der Gruppe sind stark alkoholisiert; ihre Sprache ist verwaschen, und sie haben Schwierigkeiten, sich bei der Abfahrt der Bahn aufrechtzuhalten. Gedanken, die einem:r Beobachter:in möglicherweise durch den Kopf gehen: In der Bahn sind Essen und Trinken grundsätzlich verboten. Wieso kommt keine mahnende Durchsage des:der Straßenbahnfahrers:in? Oder Sie denken sich: Wie schön, dass diese Fans zusammen unterwegs sind und Ihrem Hobby nachgehen können; vielleicht unterstützen Sie selbst den Verein und freuen sich ebenso. Sport verbindet schließlich. Es könnte aber auch sein, dass Ihnen die Lautstärke und das Benehmen der Gruppe großes Unbehagen bis hin zu Angst bereiten. Sie haben vielleicht schon zu oft erlebt, dass solche vermeintlich harmlosen Situationen das Potenzial haben zu eskalieren. Möglicherweise wurden Sie schon von alkoholisierten Männern beleidigt, als zu empfindlich abgestempelt oder gar bedrängt. Nicht selten kommt es zu Formen sexualisierter Gewalt, angefangen bei Catcalling bis hin zu körperlichen Übergriffen.

Was für die einen ausgelassenes Feiern darstellt, bedeutet für die anderen das Hineingeraten in existentielle Not. Solche Situationen sind nicht bloß eine Frage schlechter Umgangsformen. Sie verweisen auf ein Verständnis von Männlichkeit, in dem Lautstärke als Stärke, Grenzüberschreitung als Spaß und Formen von Dominanz als Gruppenzugehörigkeit erscheinen. Fußball und Alkohol sind nicht die einzigen Ursachen für Gewalt, aber Großereignisse wie eine Fußball-WM können bestehende Machtstrukturen aufdecken, vor allem wenn mehrere Faktoren wie Gruppendruck, Frustration und bestimmte Männlichkeitsnormen aufeinandertreffen. Daher soll im Folgenden die Frage nach Männlichkeitsidealen und toxischer Männlichkeit anhand des Fußballs als Volkssport Nummer eins (vgl. Deutscher Olympischer Sportbund 2021, 9) erörtert werden, wenngleich dieses Phänomen keineswegs auf den Sport beschränkt ist, sondern sich ebenso in beruflichen Kontexten, im öffentlichen Raum, im familiären Umfeld sowie in Bildungseinrichtungen, sozialen Medien und politischen Strukturen zeigt.

Vorweg sei gesagt: Die Gegenüberstellung männlicher und weiblicher Körperbilder greift bewusst eine gesellschaftlich verbreitete binäre Perspektive auf. Dabei ist zu berücksichtigen, dass insbesondere Transpersonen und auch Menschen mit Behinderungen in etablierten Vorstellungen von Körper, Geschlecht, Leistungsfähigkeit und sportlicher Attraktivität häufig unzureichend berücksichtigt werden.

1. Wenn Männlichkeit zur Machtdemonstration pervertiert

Toxische Männlichkeit ist kein Kampfbegriff gegen Männer, sondern eine Diagnose: Es entlarvt jene Normen, die Härte verlangen und dabei Schwäche verachten sowie sexuelle Verfügbarkeit und Gewalt gegen Frauen und queere Personen als legitim verkaufen. Am Beispiel Catcalling lässt sich gut darstellen, dass es um Machtdemonstration geht und selten bis nie darum, einfach nur Komplimente zu verteilen, womit viele Männer ihr Verhalten zu erklären versuchen. Jede Frau oder weiblich gelesene Person hat eine Vorstellung davon, dass sie im Zweifel körperlich unterlegen ist und ein Kommentar gegen das vermeintliche Kompliment gefährlich werden kann. Wenn die Person betrunken ist, wird das dann gerne als beschwichtigende Erklärung verwendet, so als ob frau dafür Verständnis aufbringen müsse. Gegen so viel toxische Männlichkeit ist schwer anzukommen, obwohl die Bedrohung durch alkoholisierte Männergruppen die Allgemeinheit betrifft. Denn handelt es sich nicht um sexistische Kommentare, dann wird man sich vielleicht rassistischer Beleidigungen bedienen, oder häufig an beidem. Für die Betroffenen ist häufig nur der Blick auf den Boden oder das Verlassen des Waggons eine Lösung, denn alles andere kann als Provokation ausgelegt werden. Die Gesellschaft verharmlost und akzeptiert allerdings ein solches

Fehlverhalten, statt Alkohol flächendeckend im öffentlichen Raum, so auch bei sportlichen Ereignissen, zu verbieten.

Gerade deshalb stellt sich eine drängende Frage: Wie schafft man Räume, in denen Männer Gemeinschaft leben können – ohne andere zu dominieren oder zu demütigen? Dies gilt auch für den pastoralen Kontext: Welche Orte kann es in Kirche und Gemeinden geben, an denen über Macht, Verletzlichkeit, Verantwortung und gewaltfreie Gemeinschaft gesprochen werden kann?

2. Körper, Leistung und Geschlecht im Sport

Schaut man sich bei Instagram unter den Hashtags *#fitness* oder *#fitnessmotivation* die angezeigten Vorschläge an, lässt sich erkennen, dass gesunde Ernährung und ein gesunder Lebensstil, verbunden mit dem Wunsch nach Körperoptimierung, Themen sind, die Menschen ansprechen. Wie ein Körper im Sport zu „bewerten" ist, scheint zunächst einfach. Anhand verschiedener Parameter wie Schnelligkeit, Stärke, Beweglichkeit und Ausdauer könnte man eigentlich sehr klar abgrenzen, was und wer leistungsfähig ist. Wer im Sport von „dem männlichen" oder „dem weiblichen" Körper spricht, läuft allerdings Gefahr, jene Körper unsichtbar zu machen, die nicht in diese Ordnung passen – darunter trans- und nichtbinäre Personen sowie Menschen mit Behinderungen. Doch Körperbilder werden vor allem in unserer Zeit medial geprägt. Sogenannte männliche Körperbilder werden häufig als überlegen dargestellt; der Fokus liegt häufig auf Kraft, je nach Sportart. Männlich gelesene Personen werden aktiv in der Ausübung ihrer Sportart gezeigt, während bei weiblich gelesenen Personen häufig ihre Attraktivität (diese besteht häufig im Dünnsein) hervorgehoben wird; sie bleiben dabei in bestimmten medialen Darstellungen passiv. Die Kategorie „Geschlecht" im Sport ist allerdings keineswegs so eindeutig, wie die vermeintlich objektiven Leistungskategorien suggerieren.

Auch im Umgang mit Verletzlichkeit gelten im Sport andere Regeln. Trotz Verletzungen wird immer wieder signalisiert, dass man die Zähne zusammenbeißen und weitermachen muss. Körperliche Verletzlichkeit und Verwundbarkeit können als Schwäche ausgelegt werden, sofern man sie thematisiert, anstatt sie zu ignorieren. Traditionelle Geschlechterstereotype werden hierbei gerne und ausufernd bedient. Sportliche Jungen erfahren in ihrer Kindheit ein hohes Maß an Wertschätzung, während unsportliche Jungen als schwach und unmännlich stigmatisiert werden. Weibliches wird abgewertet; Männer kontrollieren untereinander in teils homophob konnotierten Settings, wer als männlich gilt und wer nicht. Scham und Körperdruck (Stichwort Body-Shaming) können die Folge sein, wenn man nicht diesem Ideal entspricht.

In einer Fangemeinde haben auch Männer, die tendenziell nicht dem von der Gesellschaft erwünschten körperlichen Ideal entsprechen, die Chance, zu einer Gruppe dazuzugehören. Was nicht durch Sportlichkeit und Disziplin erreicht werden kann, entlädt sich im Bejubeln einer favorisierten Mannschaft, verbunden mit der selbstgegebenen Erlaubnis, in der Öffentlichkeit den Raum einzunehmen, von dem sie meinen, dass er ihnen zusteht. Dabei könnten Fankultur und Sport ein Ort echter Gemeinschaft und Zugehörigkeit sein, gerade für marginalisierte Gruppen. Warum diese Zugehörigkeit gerade durch Lautstärke und Aggression hergestellt werden soll, bleibt zu diskutieren. Die Konstruktion einer kollektiven Identität durch Abgrenzung („wir gegen die gegnerische Mannschaft") ist ein typisches gesellschaftliches Phänomen und dient der Aufwertung der eigenen Gruppe, kann aber unhinterfragt zu Rassismus, Entmenschlichung, Sexismus und Gewalt führen.

In den letzten Jahren konnte man dennoch eine zunehmende Heterogenität der Männlichkeitsideale wahrnehmen. Anfang der 2000er-Jahre prägte der britische Journalist Mark Simpson mit seinem Artikel „Meet the Metrosexual", in dem er auf seinen bereits 1994 in *The Independent* erschienenen Beitrag „Here Come the Mirror Men" zurückgriff, die Bezeichnung „metrosexuell", die er unter anderem auf David Beckham bezog und mit Männern verband, die großen Wert auf Mode und ein gepflegtes Äußeres legen und somit als effeminiert verspottet wurden. Damit kontrastiert der Begriff samt den damit Bezeichneten und David Beckham als dem Inbegriff eines Metrosexuellen mit eher traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit. Mittlerweile macht David Beckham mit seinem Stil als *Rich Autumn Dad* – kurz *Rad* – von sich reden. Der Begriff beschreibt einen eleganten, britisch-ländlich geprägten Look mit Tweedjacken, Cordhosen, gewachsten Jacken, Rugbyshirts und robusten Stiefeln, der eher traditionell männlich konnotiert ist.

Der Blick auf männliche und weibliche Körperbilder und damit verbundene Kunstwörter, die den Schein von Diversität erwecken (*retro-, sporno-, techno-, lumber-* oder *female metrosexual*), darf dabei nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Sport bestimmte andere Körper systematisch an den Rand drängt. Trans- und nichtbinäre Personen stellen die vermeintliche Eindeutigkeit der Geschlechterordnung infrage, während Menschen mit Behinderungen häufig an einem Leistungsbegriff gemessen werden, der den nichtbehinderten Körper zur Norm erhebt. Beide Beispiele machen sichtbar, dass es im Sport nicht allein darum geht, was ein Körper leisten kann, sondern auch darum, welcher Körper überhaupt als selbstverständlich sportlich, leistungsfähig und zugehörig gilt.

3. Gruppendynamik und öffentlicher Raum

Es stellt sich bei allem bislang Gesagten die Frage, warum Ausuferungen toxischer Männlichkeit vermehrt in Gruppensettings auftreten. Warum kann eine Gruppe Dynamiken hervorbringen, die der Einzelne vermutlich eher nicht in der Öffentlichkeit aufweisen würde?

Eine mögliche Erklärung liegt darin, dass sich innerhalb von Gruppen eigene Normen und Anerkennungsmechanismen herausbilden, die das Verhalten des Einzelnen beeinflussen. Wenn Stärke, Härte und die Bereitschaft zur Konfrontation als Zeichen von Männlichkeit gelten, kann Gewalt zu einem Mittel werden, um Zugehörigkeit und Status innerhalb der Gruppe zu demonstrieren. Die Verantwortung für das eigene Handeln wird dabei mitunter auf das Kollektiv verlagert, während sich Einzelne dem Gruppendruck anpassen und Hemmschwellen sinken. Gewalt erscheint dann nicht mehr als individuelle Grenzüberschreitung, sondern als legitime Verteidigung der eigenen Gruppe, des Vereins oder der vermeintlich bedrohten Ehre.

Die allermeisten Leser:innen dieser Ausgabe werden sich nicht an das Fußballspiel Tottenham Hotspur gegen Sunderland im Jahr 1961 erinnern, doch markiert es den Beginn einer Entwicklung, die auch als *English Disease* (vgl. Llopis-Goig 2015, 136) bekannt geworden ist, nämlich des sogenannten Hooliganismus, der in den 1980er-Jahren des letzten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte und die situative oder organisierte Gewalt von Fußballfans gegen andere sowie gegen Schiedsrichter und Ordnungskräfte meint. Obwohl das Phänomen bereits im 19. Jahrhundert bekannt war – englische, gewaltbereite Fans waren die *roughs* –, organisierten sich in den *ends*, den günstigen Plätzen, nun zunehmend sogenannte *firms*, beispielsweise die Millwall Bushwackers (1972), die Inter City Firm (ICF, 1972) aus West Ham und die Red Army aus Manchester (vgl. Heck 2015). Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig und hängen mit der wirtschaftlichen Situation des Landes zusammen. Der Wirtschaftsboom der 1950er- und frühen 1960er-Jahre förderte zwar den Aufstieg einer breiteren Mittelschicht, doch mit der sich anschließenden Wirtschaftskrise verfestigten sich soziale Ungleichheiten, die insbesondere den Arbeiterschichten und ihren Kindern den Bildungs- und Gesellschaftsaufstieg erschwerten und ein Gefühl dauerhafter Benachteiligung erzeugten. Gerade für junge Männer können solche Gruppenkulturen attraktiv sein, wenn ihnen andere Möglichkeiten fehlen, Anerkennung und gesellschaftliche Teilhabe zu erfahren. Die Zugehörigkeit zu einer *firm* verspricht Gemeinschaft, Loyalität und Schutz, während die Konfrontation mit rivalisierenden Gruppen Gelegenheit bietet, Mut und Härte unter Beweis zu stellen. In einem Umfeld, in dem traditionelle Männlichkeitsbilder eng mit körperlicher Stärke und Dominanz verbunden sind, kann die Bereitschaft zur Gewalt zum vermeintlichen Beweis der eigenen Männlichkeit werden. Dabei ist weder soziale Benachteiligung allein eine hinreichende Erklärung für Hooliganismus noch sind junge Männer grundsätzlich anfälliger für Gewalt; entscheidend ist vielmehr das Zusammenspiel sozialer Erfahrungen, gruppeninterner Normen und individueller Handlungsmöglichkeiten.

Gruppierungen der genannten Art identifizierten sich stark mit ihrem jeweiligen Verein und waren Teil des Stadions. Neben teils obszönen und gewaltverherrlichenden Fangesängen, mit denen sie die gegnerische Mannschaft zu demontieren versuchten, war es ihr Ziel, den Kampf auf dem Spielfeld auch auf die Ränge zu übertragen. Angeheizt wurde die Stimmung durch mediale Berichterstattung und die zunehmende Gewalt, mit der auch die Polizei gegen diese Auseinandersetzungen vorging. Die Sicherheitsmaßnahmen in den Stadien führten dazu, dass nun außerhalb, z. B. in Bars, Diskotheken und an Bahnhöfen, weitergeprügelt wurde. Wenn Gewalt innerhalb solcher Gruppen als legitimes Mittel der Selbstbehauptung gilt, reicht es deshalb nicht aus, ausschließlich auf Verbote und Sanktionen zu setzen. Ebenso wichtig sind Räume, in denen junge Männer Zugehörigkeit erleben, Konflikte austragen und Anerkennung erfahren können, ohne andere abzuwerten oder körperlich anzugreifen.

Auf pastorale Kontexte übertragen soll an dieser Stelle die kirchliche Jugendarbeit erwähnt werden: Sie kann verlässliche Gemeinschaften schaffen, in denen gegenseitiger Respekt, emotionale Offenheit und gewaltfreie Konfliktlösung eingeübt werden. Durch gemeinsame Projekte, sportliche und kreative Angebote, die Übernahme von Verantwortung sowie die Beteiligung an Entscheidungen können Jugendliche erleben, dass Anerkennung nicht durch Dominanz, sondern durch Solidarität und Engagement entsteht. Voraussetzung dafür ist, dass entsprechende Angebote die Lebensrealitäten der Jugendlichen ernst nehmen, Beziehungen auf Augenhöhe ermöglichen und auch schwierige Themen wie Männlichkeitsbilder, Ausgrenzung und Gewalt offen ansprechen.

Wenn aus lautstarker Fankultur aber enthemmtes Verhalten oder gar Gewalt entstehen, dann sollten sich Vereine, Fanprojekte, aber auch Kommunen und Verkehrsunternehmen gemeinsam dafür einsetzen, dass öffentliche Räume bei Sportereignissen generell sicher sind. Einer Studie des ifo-Instituts zufolge stieg die Zahl der Gewaltdelikte in deutschen Austragungsorten an Spieltagen der ersten drei Fußball-Ligen zwischen Januar 2011 und Mai 2015 durchschnittlich um 21,5 Prozent gegenüber vergleichbaren spielfreien Wochentagen an (vgl. Andres/Fabel/Rainer 2022). Ein wirksamer Umgang mit diesem Problem muss daher zweierlei verbinden: den konsequenten Schutz potenziell Betroffener und die Schaffung gewaltfreier Formen von Gemeinschaft. Denn wenn Zugehörigkeit nicht länger über Abwertung und Konfrontation hergestellt werden muss, verliert Gewalt zumindest einen Teil ihrer sozialen Funktion.

4. Sexualisierte Gewalt nach dem Abpfiff

Doch was geschieht, wenn die Auseinandersetzung nicht am Stadionausgang endet, sondern sich in den privaten Raum verlagert? Welche Folgen hat es für Frauen und andere Familienangehörige, wenn Männer alkoholisiert nach Hause kommen und dort Aggressionen ausleben? Gewalt im Fußballumfeld ist nicht allein ein Problem öffentlicher Sicherheit, sondern wirft auch die Frage auf, inwiefern sich bestimmte Gewaltmuster im häuslichen

Umfeld fortsetzen.

Wie relevant der Schutz vor sexualisierter Gewalt grundsätzlich ist, verdeutlichen die Zahlen des Bundeskriminalamts: Die polizeilich registrierten Fälle von Vergewaltigung, sexueller Nötigung und besonders schweren sexuellen Übergriffen (§ 177 Abs. 6–8 StGB) sind von 2018 bis 2025 um rund 71,7 Prozent gestiegen (vgl. Bundeskriminalamt 2026). Dieser Anstieg lässt sich allerdings nicht unmittelbar auf Fußball oder alkoholbedingte Gewalt zurückführen; zudem sind bei der Interpretation Veränderungen des Sexualstrafrechts und der Anzeigebereitschaft zu berücksichtigen.

Einen konkreteren Zusammenhang zwischen Fußball und häuslicher Gewalt untersuchten Ivandić u. a. (2024) anhand von Polizeidaten aus Greater Manchester. Ihre Ergebnisse zeigen, dass die registrierten Vorfälle häuslicher Gewalt während eines Fußballspiels zunächst zurückgingen, in den Stunden danach jedoch wieder zunahmen. Besonders ausgeprägt war dieser Effekt nach früh angesetzten Spielen und bei Tätern, die Alkohol konsumiert hatten. Der Anstieg betraf vor allem Gewalt von Männern gegen ihre aktuellen Partnerinnen und führte unter diesen Bedingungen auch zu einer Zunahme der Gesamtzahl der Vorfälle über den Tag hinweg. Die Ergebnisse legen nahe, dass nicht allein die emotionalen Reaktionen auf ein Spiel entscheidend sind, sondern insbesondere der Alkoholkonsum und die anschließende Begegnung mit der Partnerin im häuslichen Umfeld eine Rolle spielen.

Eine ältere Studie von Kirby, Francis und O'Flaherty (2014) auf Grundlage von Polizeidaten aus Lancashire zeigt, dass die Zahl der gemeldeten Fälle häuslicher Gewalt an Spieltagen der englischen Nationalmannschaft während der Weltmeisterschaften 2002, 2006 und 2010 um 26 Prozent stieg, wenn England gewann oder unentschieden spielte. Bei Niederlagen lag der Anstieg sogar bei 38 Prozent. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass der Zusammenhang zwischen Fußball und häuslicher Gewalt über das Stadion hinausreichen kann, ohne dass sich daraus eine unmittelbare Kausalität für jeden einzelnen Vorfall ableiten lässt.

Frauen, die Belästigung, Bedrohung oder körperliche Übergriffe erlebt haben, entwickeln mitunter Strategien, um potenziell gefährliche Situationen zu vermeiden. Die bundesweite BKA-Studie „Sicherheit und Kriminalität in Deutschland 2024" (Birkel u. a. 2026) zeigt, dass Frauen deutlich häufiger als Männer Vorsichtsmaßnahmen ergreifen: Mehr als 40 Prozent vermeiden es, nachts das Haus zu verlassen, und fast die Hälfte meidet nachts den öffentlichen Nahverkehr. Sie ändern ihre Wege, verzichten auf bestimmte Orte oder Veranstaltungen, passen ihre Kleidung an, telefonieren auf dem Heimweg oder organisieren ihre Rückkehr in Begleitung anderer. Solche Verhaltensweisen können dem individuellen Schutz dienen, schränken jedoch zugleich die Bewegungsfreiheit und gesellschaftliche Teilhabe ein.

Dabei findet eine Verantwortungsverschiebung statt, wenn Frauen geraten wird, ihr Verhalten kontrollieren zu müssen, um Übergriffe zu verhindern. Die Verantwortung der Täter und die Bedingungen, unter denen Gewalt entsteht, werden geduldet. Prävention darf deshalb nicht bei individuellen Vorsichtsmaßnahmen stehen bleiben. Entscheidend ist vielmehr, dass Grenzüberschreitungen konsequent geahndet, gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen hinterfragt und Betroffene ernst genommen werden. Frauen müssen sich im öffentlichen Raum bewegen können, ohne ihre Freiheit fortwährend gegen ein angenommenes Risiko abwägen zu müssen.

Daraus ergibt sich eine Verantwortung, die über die unmittelbare Durchführung eines Fußballspiels hinausgeht. Veranstalter und Vereine können durch geschultes Sicherheitspersonal, gut erreichbare Anlaufstellen für Betroffene und verbindliche Konzepte gegen Belästigung und Gewalt dazu beitragen, dass sich Besucher:innen sicher fühlen. Kommunen können für eine ausreichende Beleuchtung, sichere Wege und gut erreichbare öffentliche Verkehrsmittel sorgen. Verkehrsunternehmen wiederum können ihre Angebote an den tatsächlichen Abreisezeiten ausrichten, zusätzliches Personal einsetzen und bei Bedarf alternative Rückkehrmöglichkeiten schaffen. Auch Fanprojekte und Beratungsstellen können dabei helfen, Konflikte frühzeitig zu entschärfen und gewaltfreie Formen der Fankultur zu stärken.

5. Schlussbemerkung

Sicherheit darf nicht mit dem Abpfiff enden. Gerade die Befunde zu häuslicher Gewalt machen deutlich, dass mögliche Folgen eines Fußballspiels zeitlich verzögert auftreten und sich in Räume verlagern können, die für Veranstalter nicht unmittelbar zugänglich sind. Daraus folgt keine alleinige Verantwortung der Vereine für Gewalt im privaten Umfeld, wohl aber die Notwendigkeit, Prävention als gemeinsame Aufgabe zu verstehen: Vereine, Kommunen, Polizei, Verkehrsunternehmen und Beratungsstellen sollten ihre Maßnahmen aufeinander abstimmen und sowohl den Schutz im öffentlichen Raum als auch Unterstützungsangebote für Betroffene häuslicher Gewalt berücksichtigen. Generell ist Verkehrsplanung deutlich männerdominiert, daher ist Mobilität stark auf männliche Fortbewegungsmuster ausgerichtet (vgl. Criado-Perez 2020). Ziel muss es sein, dass weder das Stadion noch der Heimweg noch die eigene Wohnung zu einem Ort werden, an dem Menschen Gewalt und Einschüchterung hinnehmen müssen.

Literatur

Andres, Leander/Fabel, Marc/Rainer, Helmut, Wie viel Gewalt verursacht der Profifußball in Deutschland?, in: ifo Schnelldienst 75 (2/2022) 24–27 (alle Internetquellen abgerufen am 11.11.2026).

Birkel, Christoph u. a., Sicherheit und Kriminalität in Deutschland – SKiD 2024. Bundesweite Kernbefunde des Viktimisierungssurvey des Bundeskriminalamts und der Polizeien der Länder, Wiesbaden 2026.

Bundeskriminalamt, Polizeiliche Kriminalstatistik 2025, 2026.

Criado-Perez, Caroline, Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert, München 2020.

Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB), Bestandserhebung 2021, Frankfurt am Main 2021.

Habermann, Julia/Wölte, Sonja, Gewalt gegen Frauen und Mädchen (Themenblätter im Unterricht 142), Bonn 2026.

Heck, Ralf, Abgehängt und geil auf Krawall, in: freitag.de, 29.11.2015.

Ivandić, Ria u. a., Football, Alcohol, and Domestic Abuse, in: Journal of Public Economics 230 (2024).

Kirby, Stuart/Francis, Brian/O'Flaherty, Rosalie, Can the FIFA World Cup Football Tournament Be Associated with an Increase in Domestic Abuse?, in: Journal of Research in Crime and Delinquency 51(3/2014) 259–276.

Llopis-Goig, Ramón, Spanish Football and Social Change. Sociological Investigations (Football Research in an Enlarged Europe), Houndmills/New York 2015.

Simpson, Mark, Meet the Metrosexual, in: salon.com, 22.7.2002.